30. Jhg. DEZEMBER 2019 Nr. 12 (374)

MASURISCHE STORCHENPOST

Die MASURISCHE STORCHENPOST
sagt Ihnen, auch im Namen der Autoren und Mitarbeiter,
an dieser Stelle sehr herzlichen Dank
für Ihre Lesertreue und für die vielfältigen
Zeichen der Verbundenheit.
Wir nutzen die Gelegenheit, um Ihnen,
liebe STORCHENPOST-Leserinnen
und –Leser, für alle Anregungen,
für Ihr Mitdenken, Mitlesen,
und Mitarbeiten zu danken.

Wir wünschen Ihnen alles Gute,
eine gesegnete, freudenvolle Weihnachtszeit
und ein glückliches, harmonisches Jahr 2020 !

Gedanken zum Weihnachtsfest 2019

Freude strahlt über Weihnachten - und darüber hinaus

Von Pastor Fryderyk Tegler

Kein Wunder, dass zu Weihnachten die Engel von der großen Freude singen, die jeden Menschen erfassen soll. Die Freude gilt allen: den Armen und den Wohlhabenden, den Weinenden und den Glücklichen, den Schwachen und den Kräftigen. Die Freude, die von Jesus ausgeht, schließt jeden Menschen ein.

Die Freude, die zu Weihnachten beginnt, lebt von dem, was Gott für uns auf die Beine gestellt hat. Zwar geht es in unserer Welt oft trostlos zu, doch seit Weihnachten liegt über allem, was uns bekümmert, ein Hauch von Liebe und Hoffnung. Gott hat seine Tür zu uns weit aufgemacht. Wir dürfen kommen und als seine Kinder leben.

Hier beginnt die Freude ohne Ende. Sie hängt nicht von dem ab, was wir uns an Freuden zurechtmachen. Auch nicht von den Stimmungen, in die wir uns begeben. Es ist ja zu Weihnachten meist sehr schön: Der Braten schmeckt, die Lieder klingen, die Tannen duften, die Geschenke überraschen. Dann, nur ein paar Tage später, wird abgeräumt, der Alltag kommt wieder. Aber die Weihnachtsfreude will den Alltag verändern!

Die Freude an Jesus will sich nun wie ein roter Faden durch unser

weiteres Leben ziehen. Wir wissen nicht, was im Einzelnen auf uns zukommen wird. Nicht alles wird so verlaufen, wie wir das gerne hätten. Manche Wünsche erfüllen sich nicht, es wird Tränen geben, Kummer und Leid. Niederlagen bleiben uns nicht erspart.

Trotzdem: Freude ohne Ende! Der arme Jesus macht uns unendlich reich, reich an Dingen, die man nirgends kaufen kann. Weil nämlich in Jesus Gott selber zu uns gekommen ist, sind wir mit uns und unserem Leben nie mehr allein. Wir haben eine Adresse, zu der wir beten können. Wir haben einen Vater im Himmel, der sich um uns kümmert. Wir haben Menschen in unserer Nähe, die er uns anvertraut hat. Wir haben Gaben für die Aufgaben, die uns das Leben stellt. Grund zum Freuen an jedem neuen Tag. Die Freude an Jesus macht uns keiner mehr kaputt.

Zu dieser Freude sind wir eingeladen, denn zu Weihnachten tritt Gott selber auf uns zu, er spricht uns an, er lädt uns zu sich ein. Im Gebet vertrauen wir uns IHM an. In der Bibel vernehmen wir sein Wort. In den Kontakten mit anderen Christen werden wir ergänzt, korrigiert und ermutigt.

Gott kommt zu uns. Wo das bei uns persönlich geschieht, werden wir Weihnachten nicht nur feiern, sondern auch erleben, Weihnachten 2019.

Dazu zum Schluss noch ein schöner Text von Hildegunde Wöller:

Der Gott, der zu dir kommen will wie ein Kind,

schenke dir ein Lachen.

Der Gott, der kommen will wie ein Liebender,
lasse dich erkennen, wie schön du bist.
Der Gott, der zu dir kommt als neue Welt,
möge abwischen all deine Tränen.
Der Gott, der mit dir feiern will,
gebe dir die Kraft, ein Segen zu sein für andere.

(Fryderyk Tegler, Scharnebeck, Tel. 04136-910573)

Arno Holz
Kurz vor Weihnachten

Aber das Schönste war doch, wenn man kurz vor Weihnachten,
frühmorgens,
wenn man eben aufgestanden war, und das ganze Haus nach
Marzipanherzen roch,
grad
unter dem kleinen, viereckigen, dämmernden Kucksloch oben,
auf dem platten,
glatten,
glitschig ausgetretenen Ziegelsteingetäfel,
dicht
vor dem niederigen, altertümlichen,
zerborstenen,
ausgedienten, ausrangierten
Pochherd,
auf dem noch von langvorfrüher, auf dem noch aus der ollen
Fritzenzeit,
auf dem noch
von dem drolligen,
verrückten, vermordspiepelten Perückenhuzzelmännehen her,
das damals hier
hauste,
herumgespensterte und herumhantierte,
zwischen Kisten und Kästen, neben allerhand Gerümpel, unter
Kram und Schurrmurr
eine Glutzange, eine Schürschaufel

und
ein ganz verkrumpelter, ganz verschrumpelter,
ganz verschimmelter Blasebalg lag,
einen
blanken, runden, weißen,
spitzigen,
wie aus lauter Fünkelflitterchen, wie aus lauter
Sternflinkerchen,
wie aus lauter Streuzuckerklickerchen
fabrizierten, formierten,
wie
glasierten
Schneehaufen entdeckte.

ARNO HOLZ, geboren 1863 in Rasterburg, siedelte schon in jungen Jahren mit seinen Eltern nach Berlin über, wo er als Journalist und Schriftsteller tätig war. Er gilt als Mitbegründer des theoretischen Naturalismus und bezog in seine Werke die Umgangssprache und sozialkritische Themen ein. Ostpreußen blieb er zeitlebens verbunden. Davon zeugen hier seine beiden Gedichte, in denen er Kindheitserinnerungen lebendig werden läßt. Holz starb 1929 in Berlin.

Zeit der Erwartung

Von Ernst Wiechert

Doch darf ich nicht an dem vorübergehen, was die Krone aller Feste und Spiele war, worin des Jahres Anfang und Ende sich zusammenzog und was über allen zweiundfünfzig Wochen wie ein sich langsam liebender Stern der Verheißung stand: das Weihnachtsfest. Wenn ich es recht bedenke, begann es für mich im Frühjahr, wenn ich meinen Waldwegen nach den nächsten Weihnachtsbaum Umschau zu halten begann. Und glaubte ich ihn dann gefunden zu haben, manchmal spät im Jahr – denn die alten Waldleute pflegten zu sagen, einen richtigen W e i h - nachtsbaum zu finden, sei mindestens ebenso schwer, wie die richtige Frau zu finden -, so konnte ich ein paarmal in der Woche vor ihm sitzen, der noch durch nichts über seine Umgebung erhoben war, und mir vorstellen , wie ich ihn auf dem Rücken heimtragen und wie das Fest unter seinen Zweigen sein würde. Auch tat es diesem schönem Amt keinen Abbruch, als einmal am Heilligen Abend, als ich mit der Axt über der Schulter ihn holen kam, ein Wildschwein von nicht geringer
Majestät sich unter seinen Zweigen erhob und zornig schnaufend aus dem gestörten Lager sich davonmachte. Vielmehr habe ich diesen Baum in einer besonders schönen Erinnerung, und ich weiß, daß ich mich nicht ohne Scheu umblickte, ob nicht vielleicht das Dach eines Stalles durch den verschneiten Wald zu sehen wäre und das Licht Ober der Krippe, das allen Tieren des Waldes eine Freistatt verheißen sollte.

Ja tiefer ich zurückzugehen versuche in das Land der verfließen-

den kindlichen Erinnerung, desto mehr scheint mir, als ob nicht das erste Weihnachtslicht es sei, das sich aus dem Dunkel der heiligen Nächte vor meinen Augen aufhebt, sondern als sei vielmehr die erste Erinnerung an den Glockenton gebunden, der an jedem Adventssonntag und in der letzten Adventswoche an jedem Abend „vom Himmel hoch“ bis an die Fenster unserer Wohnstube kam. Die Knechte, die wir während meiner Kinderzeit hatten, mögen in ihrer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit verschieden gewesen sein, aber in einer Hinsicht war ihre Fertigkeit gleicher Bewunderung würdig: in der Kunst, den Kling der Schlittenglocke von der Stalltür bis zum Fenster so allmählich anschwellen zu lassen, daß auch der verstockteste Heide auf die Knie gezwungen worden wäre, weil eben kein Zweifel daran sein konnte, daß dieser Glockenton aus dem Himmel herabgestiegen kam, von Schneeflocken umweht, auf vom Winde leise vertrieben, bis das Metall sich draußen auf das Fensterbrett legte und nun das Schweigen eintrat, das nur über zwei gefalteten Engelsschwingen wohnen konnte.

Ich kann nicht glauben, daß die „Hirten auf dem Felde“ überwältigter gewesen sind von Licht und Chor der himmlischen Heerscharen, als ich es damals war. Voller Ernst und Spannung wandten die Gesichter der Großen sich uns zu, indes wir die Hände falteten und nacheinander die Gebete sprachen, die man uns gelehrt hatte, wobei das Herz uns im Halse schlug und unsre uns Augen auf das verhängte Fenster gerichtet waren, hinter dem doch kein Schatten verriet, ob ein Engel oder Gottvater selbst davor stand. Und dann kam die dunkle fremde Stimme von jenseits der Sterne: „Sind′s art‘ge Kind? Sind‘s böse Kind?“ Und die

klare, tapfere Antwort unserer Mutter, „Sind irt‘ge Kind!“ Dann hob die Glocke sich auf, immer höher, leiser und ferner, bis sie verstummte und das Blut wieder zum Herzen strömte.
Eine Weile später führte die Mutter uns in, die Vorderstube, wo auf der Ecke des Tisches eine Pfeffermaß für jeden von uns lag. Nur ein einziges Mal, wenn ich mich recht erinnere, lag ein Stock statt der Kuchen da, und wiewohl das sicherlich seinen zureichenden Grund gehabt hat, so ist mir nicht ein tiefes Schuldgefühl mit dieser Erinnerung verknüpft sondern ein fassungsloses Erstaunen, daß dieser Stock schwarz und glänzend von Ruß und Fett war.

Trat also mit diesem Glockenton die jenseitige Welt bis an die Schwelle unseres Hauses und Lebens, so hatten wir in der diesseitigen doch das Unsrige zu tun, um ihr auch würdig und feierlich zu begegnen. Das Landleben war ja damals noch auf eine altertümliche Weise an den Gang des Jahres und der Feste angeschlossen, und die Zurüstung zu den heiligen Nächten mochte bei uns nicht viel anders gewesen sein als auf einem Bauernhof Schwedens oder Norwegens, weil die Bedürfnisse, die Frömmigkeit und der Aberglaube der nordischen Seele sich überall auf die gleiche Weise bewahrt hatten. Und wenn auch die wirtschaftliche Seite, das heißt, das Schweineschlachten, mir auf eine unpassende Art in diesen Kreislauf eingeschlossen schien, so war mein Reich doch unter dem milden Licht der Hängelampe, und dort entstanden unter unseren Händen alle die Zauberwerke, die dieser verzauberten Zeit vorbehalten waren: Ketten aus rotem und blauem Glanzpapier, versilberte und vergoldete Nüsse und Apfel und bronzierte Tannenzapfen. Auch mußte heimlich angefertigt wer-

den, was wir selbst auf den Gabentisch zu legen hatten, und dann wurde unter Leitung des letzten der Mohikaner unsere Oberstube mit dem grünen Kachelofen und dem Duft der Bratäpfel ein Paradies, in dem wir nicht viel anders schalteten und walteten als Gottvater zu seiner Zeit, wenn er Tiere und Vögel bunt und fröhlich anmalte, um die frohe Erde damit zu erfüllen.

So hatte das Allerheiligste dieses Festes den schönen Vorzug, daß vor ihm eine Reihe von Vorhöfen“ lagen, in denen das letzte bereits zu ahnen war, und nicht der geringste von ihnen war die Stätte der Weihnachtsbackerei, die von Reiben der Mandeln bis zur Herstellung des Marzipangusses alle Künste erforderte, derer wir fähig waren und bei der nicht etwa das Recht auf Abfälle und Reste das Beseligende war, sondern die schöne Feierlichkeit aller Gebräuche und Rezepte, die Eintracht, der Friede, das stille Geborgensein im tiefverschneiten Haus und in der Liebe der Eltern, die um diese Zeit ja von besonderer Innigkeit war.

Und gingen bei aller Tätigkeit die Tage auch mit erschreckender Langsamkeit dahin, so kam doch einmal der Morgen, in dem der Baum hereingeholt und in seinen Fuß gestellt wurde, worauf er in der Vorderstube verschwand und damit das Haus und das Leben in zwei Hälften zerfielen, eine irdische und eine himmlische. Früher als sonst wurde die Wirtschaft „beschickt“, wie man bei uns sagte, und während wir beim Licht der Stalllaterne auf der Futterkiste saßen, indes die Pferde gefüttert und die Kühe gemolken wurden; während die großen Schatten der Tiere an den Winden auf- und niederglitten, die Ketten sich leise rührten und aus den Wäldern der Ruf der Eulen über die verschneite Erde

ging, hörten wir den Geschichten des Knechtes und des Mädchens zu, biblischen, weltlichen und jenseitigen Geschichten, mit der Gläubigkeit einfacher Seelen erzählt, und Haus und Stall erschienen unseren erschauernden Herzen als der stille, verschollene Mittelpunkt aller Welt, umgeben von himmlischen Heerscharen, überstrahlt vom Stern von Bethlehem, und wir selbst auf eine unverlierbare Weise eingebettet in eine göttliche Vaterhand, aus der uns kein Leben und kein Tod jemals würden vertreiben können.

Unendliche Stunden am Ofenfeuer der Wohnstube, indes nebenan hinter der verschlossenen Tür Schritte und Stimmen heimlich gehen, Papiere rascheln und ab und zu ein Ton leise aufklingt, als habe man eine Geige berührt oder ein geheimnisvolles Instrument, von den Engeln bis in unsere Wälder gebracht. Bis doch einmal die Tür sich öffnet und in unsere fassungslosen Augen und Herzen das Allerheiligste überwältigend sich stürzt.

Was gab es auf dem kleinen Gabentisch, was ich noch besitzen möchte? Einen Taubenschlag, anderthalb Spannen hoch, und wenn man eine Kurbel dreht, ertönt ganz zarte, leise und verstimmte Melodie. Einen Leierkasten an einem breiten grünen Band, und wenn man den Deckel öffnet, sieht man die Walzen mit glänzenden Stiften sich langsam gegeneinander drehen. Ein paar Schlittschuhe für uns drei Brüder zusammen, eine Kegelbahn und eine Kanone. Ein Buch vom Schmied von Ruhla und vom Rattenfänger von Hameln.
Holztiere mit steifen Beinen und herrliche Bäume, die man hinstellen kann, wo man will, und die so grün sind, daß sie sicherlich nicht von dieser Welt stammen,

Täuscht mich die Erinnerung oder liegt ein ganz kleiner Schmerz neben allen diesen Freuden? Und ist es nicht deshalb, weil meine Mutter leise weint unter dem brennenden Baum? Zuerst ist es der gestorbene Bruder, den sie nie vergißt, und dann ist es wohl ein leiser Gram um manches, was im Jahr gewesen ist, und um manches, das sich nicht erfüllt hat und von dem sie weiß, daß es sich nie erfüllen wird. Und dann ist es wohl die Ahnung, daß der Tod früher für sie kommen wird als für uns andere und daß sie gehen wird, ohne zu wissen, was aus uns werden wird, und ob wir auch nie vergessen werden, daß Gott durch alle Wände sieht.

Aber für ein Kind ist das ein kleiner Schmerz, denn wenn die Träne vorbei ist, glaubt es, daß alles andere vorbei sei. Und niemals kann dieser Abend aufhören, weil es ihn noch in seine Träume mitnimmt, die Hände um die kostbarsten Geschenke gefaltet und jedes Erwachen versichert es der Seligkeit des Gestern und des Morgen.
Aus: „Wälder und Menschen“ (2007)

Theodor Storm (1817- 1888)

Weihnachtslied

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht.
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist gescheh'n.

Festliches Adventstreffen
der Masurischen Gesellschaft
„Warten auf Weihnachten“
am 11. DEZEMBER 2019
in der Stadtbibliothek in Sensburg/Mrągowo
wird wie immer um 16.00 Uhr stattfinden

Adventstreffen mit deutsch lernenden Kinder und Jugendlichen aus der Grundschule in Peitschedorf/ Piecki und Aweyden/ Nawiady.
Sie werden mit ihren Lehrerinnen Maria Grygo und Ewa Dulna einen festlichen musikalisch-literarischen Nachmittag gestalten mit Weihnachtgeschichten und alten Advents- und Weihnachtslieder.
Zur Feier kommt, - wie jedes Jahr, - Paweł Hause, Bischof der Diözese Masuren der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen.

Wir laden alle herzlich ein.

Ein Heiligabend vor langer Zeit

Von Günter Donder

Ich weiß nicht mehr in welchem Jahr es gewesen sein mag, aber es ist lange her. Fast alle, die an diesem Heiligen Abend, den ich hier beschreiben möchte, teilhatten, sind bereits gestorben und ich bin ein alter Mann geworden. Weiße Weihnachten gehörten in unserer masurischen Landschaft zur Normalität, und an den Weihnachtsmann glaubte man als Kind gewiss noch bis ins Einschulalter. Es gab ihn, im Gegensatz zu heute, auch nicht in der Mehrzahl. Die Kinder glaubten an seine Einmaligkeit. Er besaß keine Uniform und sah in jeder Familie anders aus.

Diese Weihnacht, an die ich mich erinnere, war für mich eine besondere gewesen. Viel Schnee war heruntergekommen. Nicht genug, dass die weiße Pracht schon stellenweise meterdick hinter unserem Hof lag und Vater die Wege freischaufeln musste, begann es an Heiligabend noch einmal zu schneien.

Die Eltern sahen besorgt durch die mit Eisblumen bemalten Doppelfenster und meinten, dass es dem Weihnachtsmann wahrscheinlich besonders schwer sein werde, den Weg zu uns außerhalb des Dorfes zu finden. Das konnte auch ich mir denken.

Im Dorf stand ein Haus neben dem anderen, aber unser Hof lag doch mitten im Feld und weitab vom Weg. Meine Geschwister waren kleiner als ich und machten sich keine Gedanken über die Schwierigkeiten des Weihnachtsmannes. Ich schon, denn, kommt

er nicht, gibt‘s auch keine Geschenke. Auch wenn ich diesen Alten wegen mancher seiner Fragen lieber aus dem Weg gegangen wäre, hätte eine Weihnacht ohne ihn gewiss keinen Glanz gehabt. Und so saß ich vor dem Küchenfenster und sah betrübt in die unendlich scheinende Weite des sich immer mehr verdunkelnden Abends. Schließlich wurde Licht gemacht, weil Mutter in der Küche das Essen für das Fest bereitete. Ich gab die Hoffnung auf einen Abend mit Bescherung auf, als ich noch einmal vor die Türe lief und mich davon überzeugte, dass das Schneegestöber nur noch dichter geworden war.

Vater bemerkte meine Wehmut und wollte mir ein wenig die Zeit bis zum Abendbrot verkürzen. Er nahm die Stalllaterne vom Nagel im Flur und meinte, ich könnte doch mit ihm zum „Ableuchten“ gehen. Ableuchten hieß doch nur nach dem Viehzeug sehen, ob alles in Ordnung sei.

Was sollte ich sonst auch tun? Ja, ich wollte mitgehen, auch wenn ich nicht wusste, warum man jeden Abend die Ställe und andere Gebäude „ableuchten“ müsse. Das bisschen Licht von der Laterne konnte den Kühen, Pferden und Schweinen doch völlig egal sein. Vater hatte mich an allen anderen Abenden nie zu diesem Kontrollgang mitgenommen.
Diesmal solle ich ihm die Laterne halten, sagte er. Warum? dachte ich. Ich brauchte es doch sonst niemals zu tun. Vielleicht war es auch gut, die Zeit bis zum Abendbrot auf diese Weise totzuschlagen – dem Abendbrot, an dem der Weihnachtsmann irgendwo im Schnee herumirrte und unser Haus nicht finden konnte.
Vater machte das Türchen im Herd auf und steckte einen „Fidibus“

aus Tannenholz in die Glut. Als das Hölzchen Feuer fing, zog der Geruch von Harz durch den Raum. Ich mochte brennende Fidibusse. Sie standen immer griffbereit in einer Blechdose auf dem Herd. Vater entzündete den Docht der Laterne und schob den Zylinder herunter. Die Laterne roch eigenartig, wenn das Petroleum in ihr brannte. Ich mochte sogar diesen Geruch, auch wenn er nicht so angenehm war, wie der von brennendem Holz.
Dann nahm mich Vater bei der Hand, und wir gingen über den Hof, während im Licht unserer Lampe die Schneeflocken wie kleine Elfen im Nebel tanzten.

Im Kuhstall, dessen Tür knarrend geöffnet wurde, stand die Schwarze gleich vorn. Sie sah uns an und brummte vertraut. Sie meldete sich immer, wenn man in den Stall kam. Auch die Weiße gleich daneben wendete uns ihren Kopf zu. Vater gab mir die Laterne, ging zwischen beide Kühe und kraulte ihnen das Fell; er sprach zu ihnen. Vielleicht wünschte er ihnen auf diese Weise eine gute Heilige Nacht. Dann nahm er eine Forke und legte Heu nach hinter die Raufe vor ihren Köpfen. Eine zweite Forke voll bekamen auch die beiden anderen Kühe, die weiter in der Reihe standen. Das waren meistens jüngere Tiere und Töchter der Weißen oder der Schwarzen. Vater strich mit seiner groben Bauernhand auch den beiden anderen über ihr Fell und warf, wie eine zusätzliche Festtagsgabe, Stroh auf das Lager. Sie sollen ganz trocken liegen in dieser besonderen Nacht, sagte er.

Im Vorbeigehen legten wir dem Schaf im Verschlag einige Kohlstrünke vor die Füße und ich streichelte die stoßweise atmende Nase. Mit einem liebevollen Klaps auf das Hinterteil der Schwar-

zen verließen wir den Stall.

So gingen wir durch alle anderen Ställe. Die beiden Pferde bekamen jedes einige saubergeputzte Rüben in die Krippe gelegt. Pferde mögen Rüben sehr. Vater holte einen übergroßen Kamm aus der Kiste und ordnete die Mähnen seiner Lieblinge. Er redete währenddessen mit ihnen. Es hörte sich aber anders an, als wenn er alltags mit ihnen sprach, um sie zur Arbeit anzutreiben, wobei die Peitsche fast unerlässlich war.

In den zwölf Heiligen Nächten, zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag, sollen Tiere manchmal sprechen, sagte man bei uns in Masuren. Vielleicht verstanden die Pferde jetzt Vaters Worte, dachte ich, auch wenn ich noch nie unsere Tiere sprechen hörte. Wir verließen den warmen Pferdestall, den ich wegen seines besonderen Geruches am liebsten von allen Ställen mochte.

Wir gingen weiter zur Scheune wie durch eine dichte Schneewand. Vater öffnete die kleine Tür im großen Scheunentor und betrat die saubergefegte Tenne.
Sein Blick fiel auf die vollen Fächer, in denen noch das nicht gedroschene Getreide bis an das Dach lagerte und murmelte mir Unverständliches. War es ein Gebet? Vielleicht. Zwei Paar Katzenaugen spiegelten sich im Laternenlicht. Vater rief sie, und sie kamen gelaufen, denn sie sollten in dieser Nacht nicht in der kalten Scheune bleiben.

Sie folgten uns in den Schweinestall, wo Mutter für sie immer eine Schale mit Milch stehen hatte. Im Stall blieb es still, als Vater den

matten Schein der Laterne über die fetten Schweinerücken schweifen ließ. Um es wärmer zu haben, lagen die Schweine dicht aneinandergedrängt und blinzelten nur kurz zu uns herüber, um gleich weiterzuschlafen.

Durch die Tür, die den Hühnerstall verband, sah ich zum ersten Mal, wie diese Vögel auf Stangen sitzend in ihrem aufgeplusterten Federkleid träumend hin und her wackelten. Sonst sah ich sie nur tagsüber im Sand scharren. Der Ganter, der mit mir ständig auf Kriegsfuß stand, reckte nur seinen langen Hals und versuchte seinen gewohnten Zischlaut von sich zu geben. Ich weiß es nicht mehr, ob ich dem Raufbold eine gute Weihnacht gewünscht habe, denn er hatte mich einmal mit kräftigen Flügelschlägen arg durchgewalkt.

Blieb noch Ami, die Hofhündin, die im Holzschuppen, auf ihrem Strohlager lag und uns leise anwinselte. Sie wollte mit ins Haus und Vater erlaubte es ihr ausnahmsweise, es war ja Heilige Nacht in aller Welt.
Wir hatten unseren Rundgang mit dem Ableuchten beendet. Der Schnee fiel aber unaufhörlich und dicht weiter.

Vater meinte mit einem Blick auf mich, Ami und die beiden Katzen, wir sollten ruhig ins Haus gehen. Er käme gleich nach.
Allein und ohne Laterne hätte ich mich gewiss nicht getraut diesen Weg zu laufen. Überall lauerten doch in dunklen Ecken Wichte und Kobolde, über die Opa schaurige Geschichten zu erzählen wusste. Ami war bei mir, da brauchte ich keine Angst zu haben.

Vater hatte Pech gehabt, denn nur wenige Minuten, nachdem ich mit Ami und beiden Katzen in die warme Küche gestürmt waren, hörten wir das Bimmeln einer Glocke. Jemand stolperte durch den dunklen Hausflur. Es war tatsächlich der Weihnachtsmann, den auch dichter Schnee nicht aufhalten konnte ...

War ich beim Ausflug in die Vergangenheit in meinem Sessel ein wenig eingenickt und‘hatte diese Geschichte nur geträumt? Möglich, aber es hatte sich damals doch alles so oder ähnlich zugetragen, wenn in den zwölf Heiligen Nächte mancher sogar die Tiere sprechen hörte ...

Aus: Günter Donder: „Kurze Geschichten, die das Leben schrieb“

Karl Friedrich Henckell (1864 – 1929)

Weihnacht, wunderbares Land

Weihnacht, wunderbares Land,
Wo die grünen Tannen,
Sternenflimmernd rings entbrannt,
Jeden Pilger bannen!

Glücklich kindlicher Gesang
Schwebt um heilige Hügel,
Schwebt der Heimat Welt entlang,
Sehnsucht seine Flügel.

Friedestarken Geistes Macht
Sehnt sich, zu verbünden,
Über aller Niedertracht
Muß ein Licht sich zünden.

Lebens immergrüner Baum
Trägt der Liebe Krone –
Und ein milder Sternentraum
Küßt die starrste Zone.

Risiko für Weihnachtsmänner

Von Siegfried Lenz

Sie hatten schnellen Nebenverdienst versprochen, und ich ging hin in ihr Büro und stellte mich vor. Das Büro war in einer Kneipe, hinter einer beschlagenen Glasvitrine, in der kalte Frikadellen lagen, Heringsfilets mit grau angelaufenen Zwiebelringen, Drops und sanft leuchtende Gurken in Gläsern.

Hier stand der Tisch, an dem Mulka saß, neben ihm eine magere, rauchende Sekretärin: alles war notdürftig eingerichtet in der Ecke, dem schnellen Nebenverdienst angemessen. Mulka hatte einen großen Stadtplan vor sich ausgebreitet, einen breiten Zimmermannsbleistift in der Hand, und ich sah, wie er Kreise in die Stadt hineinmalte, energische Rechtecke, die er nach hastiger Überlegung durchkreuzte großzügige Generalstabsarbeit.

Mulkas Büro, das in einer Annonce schnellen Nebenverdienst versprochen hatte, vermittelte Weihnachtsmänner. Überall in der Stadt, wo der Freudenbringer, der himmlische Onkel im roten Mantel fehlte, dirigierte er einen hin. Er lieferte den flockigen Bart, die rotgefrorene, mild grinsende Maske; Mantel stellte er, Stiefel und einen Klein-Bus, mit dem die himmlischen Onkel in die Häuser gefahren wurden, in die «Einsatzgebiete», wie Mulka sagte: die Freude war straff organisiert.

Die magere Sekretärin blickte mich müde an, blickte auf meine künstliche Nase, die sie mir nach der Verwundung angenäht hat-

ten, und dann tippte sie meinen Namen, meine Adresse, während sie von einer kalten Frikadelle abbiß und nach jedem Bissen einen Zug von der Zigarette nahm. Müde schob sie den Zettel mit meinen Personalien Mulka hinüber, der brütend über dem Stadtplan saß, seiner „Einsatzkarte“; der breite Zimmermannsbleistift hob sich, kreiste über dem Plan und stieß plötzlich nieder.
„Hier“, sagte Mulka, „hier kommst du zum Einsatz, in Hochfeld. Ein gutes Viertel, sehr gut sogar. Du meldest dich bei Köhnke.“

„Und die Sachen?“ sagte ich.
„Uniform wirst du im Bus empfangen“, sagte er. „Im Bus kannst du dich auch fertigmachen. Und benimm dich wie ein Weihnachtsmann!“

Ich versprach es. Ich bekam einen Vorschuß, bestellte, ein Bier und trank und wartete, bis Mulka mich aufrief; der Chauffeur nahm mich mit: hinaus.

Wir gingen durch den kalten Regen zum Kleinbus, kletterten in den Laderaum, wo bereits vier frierende- Weihnachtsmänner saßen, und ich nahm die Sachen in Empfang, den Mantel, den flockigen Bart, die rotweiße Uniform der Freude.
Das Zeug war noch nicht ausgekühlt, wohltuend war die Körperwärme älterer Weihnachtsmänner, meiner Vorgänger, zu spüren, die ihren Freudendienst schon hinter sich hatten; es fiel mir nicht schwer, die Sachen anzuziehen.
Alles paßte, die Stiefel paßten, die Mütze, nur die Maske paßte nicht: zu scharf drückten die Pappkarton gegen meine künstliche

Nase; schließlich nahmen wir eine offene Maske, die meine Nase nicht verbarg.
Der Chauffeur half mir bei allem, begutachtete mich, taxierte den Grad der Freude, der von mir ausging, und bevor er nach vorn ging ins Führerhaus, steckte er mir eine brennende Zigarette in den Mund: in wilder Fahrt brachte er mich raus nach Hochfeld, zum sehr guten Einsatzort. Unter einer Laterne stoppte der Kleinbus, die Tür wurde geöffnet, und der Chauffeur winkte mich heraus.
„Hier ist es“, sagte er, „Nummer vierzehn, bei Köhnke: mach’ sie froh. Und wenn du fertig bist damit, warte hier an der Straße; ich bringe nur die anderen Weihnachtsmänner weg, dann pick ich dich auf.“
„Gut“, sagte ich, „in einer halben Stunde etwa.“ Er schlug mir ermunternd auf die Schulter, ich zog die Maske zu recht, strich den roten Mantel glatt und ging durch einen Vorgarten auf das stille Haus zu, in dem schneller Nebenverdienst auf mich wartete.
„Köhnke“, dachte ich, „ja, er hieß Köhnke damals in Demjansk.“
Zögernd drückte ich die Klingel, lauschte; ein kleiner Schritt erklang, eine fröhliche Verwarnung, dann wurde die Tür geöffnet, und eine schmale Frau mit Haarknoten und weißgeblümter Schürze stand vor mir.
Ein glückliches Erschrecken lag für eine Sekunde auf ihrem Gesicht, knappes Leuchten, doch es verschwand sofort: ungeduldig zerrte sie mich am Ärmel hinein und deutete auf einen Sack, der in einer schrägen Kammer unter der Treppe stand.

„Rasch“, sagte sie, „ich darf nicht lange draußen sein. Sie müssen gleich hinter mir kommen. Die Pakete sind alle beschriftet, und

Sie werden doch wohl hoffentlich lesen können.“
„Sicher“, sagte ich, „zur Not.“
„Und lassen Sie sich Zeit beim Verteilen der Sachen. Drohen Sie auch zwischendurch mal.“
„Wem“, fragte ich, „wem soll ich drohen?“
„Meinem Mann natürlich, wem sonst!“
„Wird ausgeführt“, sagte ich.

Ich schwang den Sack auf die Schulter, stapfte fest, mit schwerem, freudebringendem Schritt die Treppe hinauf – der Schritt war im Preis einbegriffen. Vor der Tür, hinter der die Frau verschwunden war, hielt ich an, räusperte mich tief, stieß dunklen Waldeslaut aus, Laut der Verheißung, und nach heftigem Klopfen und nach ungestümem „Herein!“, das die Frau mir aus dem Zimmer zurief, trat ich ein.

Es waren keine Kinder da. Der Baum brannte, zischend versprühten zwei Wunderkerzen, und vor dem Baum, unter den feuerspritzenden Kerzen, stand ein schwerer Mann in schwarzem Anzug, stand ruhig da mit ineinandergelegten Händen und blickte mich erleichtert und erwartungsvoll an: es war Köhnke, mein Oberst in Demjansk.

Ich stellte den Sack auf den Boden, zögerte, sah mich ratlos um zu der schmalen Frau, und als sie näher kam, flüsterte ich: „Die Kinder? Wo sind die Kinder?“

„Wir haben keine Kinder“, antwortete sie leise, und unwillig: „Fangen Sie doch an.“

Immer noch zaudernd öffnete ich den Sack, ratlos von ihr zu ihm blickend: die Frau nickte, er schaute mich lächelnd an, lächelnd und sonderbar erleichtert.
Langsam tasteten meine Finger in den Sack hinein, bis sie die Schnur eines Pakets erwischten; das Paket war für ihn. „Ludwig!“, las ich laut. „Hier!“, rief er glücklich, und er trug das Paket auf beiden Händen zu einem Tisch und packte einen Pyjama aus. Und nun zog ich nacheinander Pakete heraus, rief laut ihre Namen, rief einmal „Ludwig“ und einmal „Hannah“, und sie nahmen glücklich die Geschenke in Empfang und packten sie aus.

Heimlich gab mir die Frau ein Zeichen, ihm mit der Rute zu drohen; ich schwankte, die Frau wiederholte ihr Zeichen. Doch jetzt, als ich ansetzen wollte zur Drohung, jetzt respektvoll, mit vorgestreckten Händen kam er auf mich zu, mit zitternden Lippen. Wieder winkte mir die Frau, ihm zu drohen – wieder konnte ich es nicht.

„Es ist Ihnen gelungen“, sagte der Oberst plötzlich, „Sie haben sich durchgeschlagen. Ich hatte Angst, daß Sie es nicht schaffen würden.“
„Ich habe Ihr Haus gleich gefunden“, sagte ich.
„Sie haben eine gute Nase, mein Sohn.“
„Das ist ein Weihnachtsgeschenk, Herr Oberst. Damals bekam ich die Nase zu Weihnachten.“
„Ich freue mich, daß Sie uns erreicht haben.“
„Es war leicht, Herr Oberst; es ging sehr schnell.“
„Ich habe jedesmal Angst, daß Sie es nicht schaffen würden. Jedesmal.“

„Dazu besteht kein Grund“, sagte ich, „Weihnachtsmänner kommen immer ans Ziel.“
„Ja“, sagte er, „im allgemeinen kommen sie wohl ans Ziel. Aber jedesmal habe ich diese Angst, seit Demjansk damals.“

„Seit Demjansk“, sagte ich.

„Damals warteten wir im Gefechtsstand auf ihn. Sie hatten schon vom Stab telephoniert, daß er unterwegs war zu uns, doch es dauerte und dauerte. Es dauerte so lange, bis wir unruhig wurden und ich einen Mann losschickte, um den Weihnachtsmann zu uns zu bringen.“

„Der Mann kam nicht zurück“, sagte ich.
„Nein“, sagte er. „Auch der Mann blieb weg, obwohl sie nur Störfeuer schossen, sehr vereinzelt.“

„Wunderkerzen schossen sie, Herr Oberst.“
„Mein Sohn“, sagte er milde, „ach, mein Sohn. Wir gingen raus und suchten sie im Schnee vor dem Wald. Und zuerst fanden, wir den Mann. Er lebte noch.“
„Er lebt immer noch, Herr Oberst.“

„Und im Schnee vor dem Wald lag der Weihnachtsmann, lag da mit einem Postsack und der Rute und rührte sich nicht.“

„Ein toter Weihnachtsmann, Herr Oberst.“

„Er hatte noch seinen Bart um, er trug noch den roten Mantel und

die gefütterten Stiefel. Er lag auf dem Gesicht. Nie, nie habe ich etwas gesehen, das so traurig war wie der rote Weihnachtsmann.“
„Es besteht immer ein Risiko“, sagte ich, „auch für den, der Freude verteilt, auch für Weihnachtsmänner besteht ein Risiko.“

„Mein Sohn“, sagte er, „für Weihnachtsmänner sollte es kein Risiko geben, nicht für sie. Weihnachtsmänner sollten außer Gefahr stehen.“
„Eine Gefahr läuft man immer“, sagte ich.

„Ja“, sagte er, „ich weiß es. Und darum denke ich immer, seit Demjansk damals, als ich den toten Weihnachtsmann vor dem Wald liegen sah – immer denke ich, daß er nicht durchkommen könnte zu mir. Es ist eine große Angst jedesmal, denn vieles habe ich gesehen, aber nichts war so schlimm wie der tote Weihnachtsmann.“

Der Oberst senkte den Kopf, angestrengt machte seine Frau mir Zeichen, ihm mit der Rute zu drohen: ich konnte es nicht.

Ich konnte es nicht, obwohl ich fürchten mußte, daß sie sich bei Mulka über mich beschweren und daß Mulka mir etwas von meinem Verdienst abziehen könnte. Die muntere Ermahnung mit der Rute gelang mir nicht.

Leise ging ich zur Tür, den schlaffen Sack hinter mir herziehend. Vorsichtig öffnete ich die Tür, als mich ein Blick des Obersten traf, ein glücklicher, besorgter Blick: „Vorsicht“, flüsterte er, „Vorsicht“, und ich nickte und trat hinaus. Ich wußte, daß seine

Warnung aufrichtig war.

Unten wartete der Kleinbus auf mich; sechs frierende Weihnachtsmänner saßen im Laderaum, schweigsam und frierend, erschöpft vom Dienst an der Freude; während der Fahrt zum Hauptquartier sprach keiner ein Wort.
Ich zog das Zeug aus und meldete mich bei Mulka hinter der beschlagenen Glasvitrine, er blickte nicht auf.
Sein Bleistift kreiste über dem Stadtplan, wurde langsamer im Kreisen, schoß herab „Hier“, sagte er, „hier ist ein neuer Einsatz für dich. Du kannst die Uniform gleich wieder anziehen.“

„Danke“, sagte ich, „vielen Dank.“
„Willst du nicht mehr? Willst du keine Freude mehr bringen?“

„Wem?“ sagte ich. „Ich weiß nicht, zu wem ich jetzt komme. Zuerst muß ich einen Schnaps trinken. Das Risiko – das Risiko ist zu groß.”

Quelle: https://www.zeit.de/1957/

Botschaft
der Bundesrepublik Deutschland
Warschau

30. Jubiläum der Versöhnungsmesse in Kreisau – 12. November 2019

Am 12. November 2019 gedenken wir in Kreisau der deutsch-polnischen Versöhnungsmesse vor 30 Jahren. Wenige Tage nach dem Fall der Mauer setzten Bundeskanzler Helmut Kohl und Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki mit einer gemeinsamen Messe und dem Friedensgruß hier ein Zeichen der Versöhnung - ein Meilenstein für die deutsch-polnischen Beziehungen.

Die offiziellen Jubiläumsfeiern 2019 beginnen mit einer ökumenischen Heiligen Messe, die, wie 1989 von Bischof Alfons Nossol auf Deutsch und Polnisch zelebriert wird. Ein Grußwort von Bundeskanzlerin Angela Merkel wird von Botschafter Rolf Nikel verlesen.

Daran schließt sich eine zweitätige Konferenz zum Thema Städtepartnerschaften an. Gewidmet ist sie der deutsch-polnischen Annäherung und Zusammenarbeit, insbesondere auf der Ebene der Regionalverwaltung.

Organisatoren der Feierlichkeiten sind die Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung, die Gemeinde und der Kreis Schweidnitz.

Die Versöhnungsmesse von Kreisau ist ein Symbol der deutsch-polnischen Aussöhnung, die über den Brief der polnischen Bischöfe 1965, die Ostdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland, den Kniefall Willy Brandts 1970 bis zum gemeinsamen Besuch der Präsidenten Andrzej Duda und Frank-Walter Steinmeier am 1. September 2019 in Wieluń reicht.
Das ehemalige Gut der Familie von Moltke in Kreisau beherbergt heute u.a. eine internationale Jugendbegegnungsstätte.

Christina Wegelein ,Pressereferentin Deutsche Botschaft
Referat Presse und Öffentlichkeitsarbeit
E-Mail: Pr-1@wars.diplo.de
Internet: www.polen.diplo.de

Deutsche Minderheiten stellen sich vor

Quelle: Broschüre:
Deutsche Minderheiten stellen sich vor

Die deutsche Minderheit in Rumänien setzt sich aus mehreren Gemeinschaften zusammen, die hinsichtlich ihrer Abstammung, Sprache und kulturellen Merkmale zum deutschen Sprach- und Kulturraum gehören.

Die ursprünglichen Siedlergruppen stammen aus verschiedenen Regionen der deutschsprachigen Länder, wanderten in unterschiedlichen Jahr hunderten in Herrschafts- und Staatsgebiete ein, die heute Rumänien bilden, und wurden dazu Gemeinschaften, die sich jedoch weiterhin hinsichtlich der Konfessionen, Dialekte und des Brauchtums unterscheiden. Erst als Folge des Ersten Weltkrieges leben diese Gemeinschaften als Minderheit in demselben Staat zusammen und betrachten sich als zusammengehörig.

GEGENWÄRTIGE LAGE

Zur deutschen Minderheit in Rumänien zählten sich beim Zensus im Jahr 2011 nur noch knapp 40.000 Bürgerinnen und Bürger. Nichtsdestoweniger verfügt sie über im gesamten Land vorhandene kulturelle, gesellschaftliche und politische Strukturen und soziale Einrichtungen, die nach der politischen Wende von Dezember 1989 Großteils wiedergegründet wurden.

Die politische Repräsentanz der deutschen Minderheit – das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien (DFDR) – stellt in mehreren Ortschaften Bürgermeister sowie Kommunalräte und setzt sich aktiv ein für das Wohl aller Bürgerinnen und Bürger und die Entwicklung in allen Bereichen. Das Bildungssystem in deutscher Muttersprache sichert die Bewahrung der Identität der Minderheit, erfreut sich aber auch eines großen Interesses vonseiten der anderen

Minderheiten und der Mehrheitsbevölkerung.
Im Schuljahr 2014/2015 wurden die 251 Gruppen in Kindergärten von über 6.000 Kindern besucht, etwa 17.000 Schülerinnen und Schüler lernten in 84 Schulen im gesamten Land.
Notwendig war das Neugründen sozialer Einrichtungen anstelle der in der kommunistischen Zeit aufgelöstenund infolge des Exodus zusammengebrochenen. In Zusammenarbeit mit den Kirchen, aber auch Vereinen und Stiftungen wurden Alten- und Pflegeheime gegründet sowie Hilfsdienste für alte, bedürftige oder behinderte Menschen eingerichtet.
In Rumänien gibt es zwei Theater in deutscher Sprache – das Deutsche Staatstheater Temeswar /Timisoara und die deutsche Abteilung des Theaters in Hermannstadt / Sibiu.
Ausschließlich **in deutscher Sprache erscheinen eine Tages- und eine Wochenzeitung –** „Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien" und „Hermannstädter Zeitung", es gibt eine **deutsche Sendung im öffentlichen rumänischen Fernsehen** und ebensolche bei mehreren Radiosendern und jährlich erscheinen rund 60 Bücher, die von Seiten des DFDR gefördert werden.
Die Brauchtumsfeste, aber auch die kulturellen Veranstaltungen und Angebote werden heute von der Mehrheitsbevölkerung genauso gern besucht wie von den Mitgliedern der deutschen Minderheit.
Das umfangreiche und mannigfaltige Kulturerbe – mittelelterliche Stadtkerne, Dorflandschaften, Kirchenburgen und barocke Kirchen, Museums Kollektionen, Bibliotheken und Archive – wird touristisch genutzt, um die Mittel für den Erhalt desselbigen mit aufbringen zu können.

URSPRUNG UND GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK

Im 12. Jahrhundert ließen sich im Ostteil des ungarischen Königreiches die ersten deutschen Siedler nieder. Aus der lateinischen Sammel Benennung „Saxones“ entstand ihre Bezeichnung „Siebenbürger Sachsen“. In den Süden dieses Gebietes wurden im 18. Jahrhundert Protestanten aus dem „Lande ob der Enns“, dem „Landl“ (in Österreich)
verbannt, sie erhielten den Namen „Landler“. In das nördlich von Siebenbürgen gelegene Sathmarer Land gelangten ab dem frühen 18. Jahrhundert Siedler aus dem süd deutschen Oberschwaben, die als
„Sathmarschwaben“ bezeichnet werden. Im nord westlichen Teil dieses Gebietes ließen sich ab dem 18. Jahrhunderts Siedler aus Oberösterreich und der Zips nieder, die „Zipser“. Der größte Zuzug an Siedlern vorrangig aus dem kurrheinischen, dem oberrheinischen, dem lothringischen und dem fränkischen Gebiet erfolgte zu Beginn des 18. Jahrhunderts in die Banater Ebene, sie tragen den Namen „Banater Schwaben“. In das südlich gelegene Berg baugebiet kamen Fachleute aus der Steiermark und Tirol, Böhmen und der Zips, sie nennen sich „Berg landdeutsche“. Siedler aus deutschsprachigen Ländern zogen im 18. Jahrhundert in das nördlich der Moldau gelegene „Buchenland“ (Bukowina), sie bildeten die Buchenlanddeutschen. Den Siebenbürger Sachsen wurde im 12. Jahrhundert als Gegenleistung für Steuerzahlungen und Verteidigungsaufgaben als Gemeinschaft auf einem festgelegten Gebiet weitgehende Selbstverwaltung zugebilligt.
Keine der anderen deutschen Siedlergruppen erfreute sich ähnlich weitgehender Rechte, jedoch hatten auch sie Vergünstigungen bei der Ansiedlung. Fast alle unterhielten eigene Schulen, in denen der Unterricht in der Muttersprache erfolgte.

Im Rumänien der Zwischenkriegszeit zählte die deutsche Minderheit rund 750.000 Mitglieder. Infolge von Umsiedlungen und Teilnahme am Krieg und daraus resultierender angeordneter Strafmaßnahmen gegen die deutsche Minderheit sank nicht bloß die Mitglieder zahl, sondern auch das Vertrauen in eine Zukunft im kommunistischen Rumänien. In der Folge hegten immer mehr Angehörige der deutschen Minderheit den Wunsch, nach Deutschland auszureisen und setzten dies insbesondere in der Zeit, in der Grenzen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs offen waren, in die Tat um.

Nachdem ein Großteil der Angehörigen der deutschen Minderheit das Land verlassen hatte, sahen sich die verbliebenen deutschen Gemeinschaften zunächst in ihrer Existenz bedroht. Es konnte jedoch glücklicherweise vielerorts auf die dort bereits vorhandene traditionsreiche Selbstorganisation zurückgegriffen und mit Hilfe derer, neue soziale und institutionelle Strukturen aufgebaut werden, um auch weiterhin die Pflege der Sprache und Traditionen zu gewährleisten, welche essenziell für den Erhalt der Identität der deutschen Minderheit sind.

AUSBLICK

Dank der von der rumänischen und der deutschen Regierung gewährten Förderung wird es auch weiter hin gelingen, die deutschsprachigen Bildungseinrichtungen und Kulturinstitutionen, die Fürsorge ein Richtungen und das Kulturerbe zu bewahren.

Die Repräsentanten der deutschen Minderheit werden auch künftig Verantwortung in der Politik, in der Kommunalverwaltung, im Wirtschafts- und Kultur leben übernehmen und Fürsprecher eines konstruktiven Dialogs in Rumänien sein. Über Jahrhunderte herrschte in den von deutschen Siedlergruppen bewohnten Gebieten ein friedliches interethnisches und interkonfessionelles Zusammenleben und hierfür wird die deutsche Minderheit weiterhin ein Katalysator sein. Diese Funktion aber kann sie auch in den Beziehungen zwischen Rumänien und Deutschland wahrnehmen. Welch guten Ansehens sich die deutsche Minderheit erfreut, bewies am eindrücklichsten die Wahl von Klaus Johannis zum Staatspräsidenten Rumäniens im November 2015.

Die deutsche Minderheit in Ungarn

Die deutsche Volksgruppe ist die zweitgrößte Minderheit in Ungarn. Ihre Mitglieder werden oft verallgemeinernd als „Schwaben“ bezeichnet, wenn auch längst nicht alle aus diesem Gebiet sind. Der Großteil der Vorfahren der heutigen Ungarndeutschen stammt aus den mitteldeutschen und süddeutschen Regionen, ihre Dialekte sind oft sogenannte Mischmundarten. Die wichtigsten Siedlungsgebiete der Ungarndeutschen befinden sich heute in Südungarn, um die Hauptstadt Budapest und im westlichen Landesteil.

GEGENWÄRTIGE LAGE

Die Ergebnisse der Volkszählung 2011 brachten im Verhältnis zu der im Jahre 2001 Positives: 131.951 Bürger bekannten sich zur deutschen Minderheit (2001: 62.105). Auch die Zahl der Muttersprachler stieg leicht an und betrug 38.248 (2001: 33.774). 95.661 gaben Deutsch als am liebsten gesprochene Sprache an (2001: 52.912).

Die Chance, einen ungarndeutschen Abgeordneten ins Parlament zu wählen, haben die Ungarndeutschen 2014 verpasst. Die rund 11.000 Stimmen reichten allerdings für einen Sprecher, der die Interessen der Volksgruppe in der Nationalversammlung – ohne Stimmrecht – vertritt. Emmerich Ritter konnte in relativ kurzer Zeit manche Initiative mithilfe des Nationalitäten- ausschusses im Parlament zum erfolgreichen Abschluss führen.

Bei den Nationalitätenwahlen im Oktober 2014 wurden in mehr als 400 Städten und Gemeinden und in 13 Landkreisen lokale bzw. regionale Vertretungskörperschaften der Volksgruppe gewählt. Die 39-köpfige Vollversammlung der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (LdU) vertritt die Interessen der Ungarndeutschen auf gesamtstaatlicher Ebene. Sie geht beharrlich den Weg der allmählichen Wiederherstellung der kulturellen Autonomie.

Sie ist Trägerin der wichtigsten Bildungseinrichtungen (Valeria-Koch-Schulzentrum Fünfkirchen/Pécs, Friedrich-Schiller-Gymnasium

Werischwar/Pilisvörösvár, Budapester Deutsches Nationalitätengymnasium), ist beteiligt an den Trägerstiftungen des Ungarndeutschen Bildungszentrums Baje / Baja und der Audi-Hungaria-Schule Raab / Györ. Die bald rund um erneuerte Deutsche Bühne in Seksard / Szekszárd, das Haus der Ungarndeutschen mit dem Ungarndeutschen Kultur- und Informationszentrum und der Bibliothek in Budapest, der Waschludter / Városlöd Iglauer Park oder auch die Beteiligung am Lenau Haus in Fünfkirchen / Pécs sind weitere Eckpfeiler der kulturellen Autonomie. Auch die örtlichen deutschen Selbstverwaltungen nutzen zunehmend die Chance,

Kindergärten oder Grundschulen in ihre Trägerschaft zu übernehmen. Derzeit werden mehr als 40 Bildungsinstitutionen von ungarndeutschen Selbstverwaltungen getragen.

URSPRUNGURSPRUNG UND GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK

Ungarn war und ist seit über tausend Jahren die gemeinsame Heimat zahlreicher Völker und Volks Gruppen. Die Deutschen wanderten in mehreren Epochen, aus verschiedenen Gebieten, in kleineren wie größeren Gruppen in den Karpatenraum ein und ließen sich zerstreut auf dem ganzen Gebiet des heutigen Ungarns nieder. Die Aufbauarbeit deutscher Bürger, Arbeiter und Bauern, die historische Vermittlerrolle zwischen Ungarn und dem deutschsprachigen Raum bilden den wesentlichen Beitrag der Deutschen zur gemeinsamen Heimat Ungarn.

Teilnehmer des Jugend filmfests Abgedreht!

Der größte Teil der Deutschen kam nach der Türkenzeit ins Land. Ende des 18. Jahrhunderts betrug die Zahl der Deutschen im damaligen Ungarn mehr als eine Million.

In Ofen / Buda, Pest, Ödenburg / Sopron oder Fünfkirchen / Pécs schufen sie eine blühende Kultur.

Die Deutschen förderten im 18. Jahrhundert als professionelle Landwirte die landwirtschaftliche Entwicklung. Im 19. Jahrhundert dominierten sie Handwerksberufe wie Maurer, Steinmetz, Dachdecker, Glasbläser, Metallgießer, Erzgießer, Dreher, Klempner.

Die vor allem in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer stärker werdende Assimilationspolitik hatte ein zum Teil auch auf wirtschaftliche
Ursachen zurückzuführendes Aufgehen des städtischen deutschen Bürgertums im Magyarentum zur Folge. Die deutsche Sprache und Kultur der Städte wurde zunehmend durch die ungarische Sprache und Kultur ersetzt.
Daher setzte der 1924 gegründete Ungarländisch-Deutsche Volksbildungsverein unter Jakob Bleyer vor allem auf das Bauerntum, verlor Mitglieder allerdings durch den sozialen Aufstieg immer wieder an das Magyarentum. Der starke Assimilationsdruck war ein Grund dafür, dass einige Ungarndeutsche die Verwirklichung ihrer hauptsächlich sprachlichen und kulturellen Forderungen nur mithilfe von Hitler Deutschland für möglich hielten. Die Volksgruppe wurde zu einem Spielball der Interessen der beiden
Verbündeten Hitler-Deutschland und Horthy-Ungarn und nach dem Zweiten Weltkrieg für Verbrechen, die in deutschem Namen begangen wurden, mitverantwortlich gemacht.
Mit der Vertreibung der Hälfte der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg erlitt die Volksgruppe einen schweren Verlust ihrer kulturellen und intellektuellen Errungenschaften. Folgen für die heutige Situation hatte die Tatsache, dass eben jene geflüchtet waren oder vertrieben wurden, die sich bei der Volkszählung 1941 zur deutschen Nationalität (dies wurde nachträglich als Bekenntnis zu Hitler-Deutschland aufgefasst) oder zur deutschen Muttersprache bekannt hatten.
In der „marxistisch-leninistischen „Nationalitätenpolitik“ des Einparteienstaates waren Versuche, eine tatsächliche Interessenvertretung der Ungarndeutschen zu schaffen, zum Scheitern verurteilt.
Seit Ende der sechziger Jahre, der Zeit des „neuen Wirtschaftsmechanismus“, gab es wieder Freiräume für die sich neu herausbildende ungarndeutsche Elite. So konnte sich eine bescheidene Literatur entfalten, wurden bildende Künstler in die kulturelle Tätigkeit einbezogen und wissenschaftliche Forschungen – vor allem im Bereich Volkskunde und Mundarten – betrieben.

Wichtigstes Anliegen war, die Effektivität des Sprachunterrichts zu erhöhen. Seit 1982 erfolgt in zahlreichen Grundschulen der zweisprachige Unterricht, in Kindergärten gibt es deutschsprachige Beschäftigungen.
Ab 1989 bildeten sich immer mehr Vereine auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene. Bei ihrem ersten Landestreffen im November 1992 forderten sie mehr Demokratie und mehr Erneuerung auch bei den Ungarndeutschen. Bei den ersten Wahlen der Minderheitenselbstverwaltungen 1994–1995 entstanden 165 deutsche Selbstverwaltungen. **Am 11. März 1995 wurde die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, das „Parlament" der deutschen Minderheit, gewählt.** Die Selbstverwaltungen helfen, die Interessen der ungarndeutschen Wähler durchzusetzen, pflegen Sprache wie Tradition, rufen Partnerschaften ins Leben und fördern wirtschaftliche wie kulturelle Belange. Sie tragen
zusammen mit der ungarndeutschen Gemeinschaft zum Aufbau der bürgerlich-demokratischen Gesellschaft bei.
Die Besinnung auf die historischen Werte ist dabei gemeinsame Grundlage und Antrieb zugleich.

AUSBLICK

Strategisch denken, nachhaltig handeln – dieses Ziel verfolgend legte die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen 2015 ihre Strategie bis 2020 vor. Die Erarbeitung des Zukunftsbildes beruht auf landesweiter Zusammenarbeit der Ungarndeutschen und gibt feste Orientierungspunkte bezüglich der Bereiche Politik, Kultur, Bildung, Jugend und Kommunikation.
Die wichtigsten Elemente des Leitbildes sind der Einsatz für ein korrektes, reales und unbefangenes Bild über Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Volksgruppe in Ungarn, die Erhöhung der Zahl der Bildungs- und Kultureinrichtungen in eigener Verantwortung und ein auf zeitgemäßen, modernen Methoden basierendes Schulwesen, die kontinuierliche Erweiterung der kulturellen Autonomie, die Aktivierung der Jugendlichen und ihre Einbindung in die Nationalitätenpolitik, sowie zielgerichtete Kommunikation. Bei der Umsetzung ihrer Strategie hofft die Landesselbstverwaltung auf viele Unterstützer und Partner sowohl von ungarischer als auch deutscher Seite.

INHALT

3 Gedanken zum Weihnachtsfest 2019.
Von Pastor Fryderyk Tegler

6 Kurz vor Weihnachten. **Von Arno Holz**

8 Zeit der Erwartung. V**on Ernst Wiechert**

14 Weihnachtslied. **Von Theodor Storm**

15 **Festliches Adventstreffen der Masurischen Gesellschaft „Warten auf Weihnachten“**

16 Ein Heiligabend vor langer Zeit. **Von Günter Donder**

22 Weihnacht, wunderbares Land.
Von Karl Friedrich Henckell

23 Risiko für Weihnachtsmänner. **Von Siegfried Lenz**

31 **30. Jubiläum der Versöhnungsmesse in Kreisau – 12. November 2019**

33 **Die deutsche Minderheit in Rumänien**

37 **Die deutsche Minderheit in Ungarn**

Foto: Maria Grygo und Ewa Dulna

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18
Email: barbara.willan@gmail.com
www.stowarzyszeniemazurskie.pl

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,
Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.
Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchenpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
Für das Ausland:
IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.
Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.

Mitwochstreffen der Masurischen Gesellschaft am 13 November 2019

Foto: Ewa Dulna

Mitwochstreffen der Masurischen Gesellschaft am 13 November 2019

Foto: Ewa Dulna